



VALERIA  
PARRELLA

ERZÄHLUNGEN | HANSER

LIEBE  
WIRD ÜBERSCHÄTZT



## Das Buch

Weil es zu wenig Liebe gibt, wird sie überbewertet, stellt ein junges Mädchen fest, deren Eltern sich ein Leben lang harmonisch betrügen.

Erst als die Nachricht des Todes von Mutters Liebhaber eintrifft, bricht die Lebenslüge zusammen. In einer anderen Geschichte gibt eine Klosterschwester ihre Liebe zu Jesus auf, um die Mutter eines verlassenen Kindes zu werden. Valeria Parrella, »Italiens neues Erzähl talent« (*Süddeutsche Zeitung*), schreibt unsentimentale Liebesgeschichten, die überraschen. Mit großer Vitalität und schneidendem Witz erzählt sie von falscher Liebe und echtem Begehren, aber auch von mystischer Sehnsucht und alltäglicher Nächstenliebe.

## Die Autorin

Valeria Parrella, 1974 in Torre del Greco geboren, ist promovierte Sprachwissenschaftlerin und Dolmetscherin für Gebärdensprache und arbeitete als Buchhändlerin und Schauspielerin. Ihre erste Kurzgeschichtensammlung *Die Signora, die ich werden wollte* (2003) wurde mit dem Premio Campiello für das beste Debüt ausgezeichnet. Valeria Parrella lebt in Neapel.

Valeria Parrella. *Liebe wird überschätzt*  
Erzählungen. Ü.: Annette Kopetzki. 144 Seiten  
Gebunden. Farbiges Vorsatzpapier  
Erscheint am 24. Juli 2017. Auch als E-Book

[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

**HANSER**

VALERIA PARRELLA

LIEBE WIRD  
ÜBERSCHÄTZT

(und andere menschliche Geschichten)

Erzählungen

Aus dem Italienischen  
von Annette Kopetzki

Carl Hanser Verlag

Die italienische Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel  
*Troppa importanza all'amore (e altre storie umane)* bei Giulio Einaudi in Turin.

1 2 3 4 5 21 20 19 18 17

ISBN 978-3-446-25650-7

© 2015 Valeria Parrella

Published by arrangement with Agenzia Letteraria Santachiara

© 2015 Giulio Einaudi editore s.p.a., Torino

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© Carl Hanser Verlag München 2017

## LIEBE WIRD ÜBERSCHÄTZT

Der Zug fuhr auf die Minute pünktlich ab, es war noch einer dieser Züge, die Lärm machen: Man hörte Waggontüren schlagen, Gelächter, Klopfen an Fensterscheiben, das Schnauben der Bremsen und den Pfiff des Zugführers. Ein echter Zug, mit Fenstern, die man herunterlassen konnte, fürs Händeschütteln oder um das Kinn darauf zu stützen und zuzusehen, wie die Stadt zurückbleibt. Genauso stand das Mädchen da, und ihre Mutter dachte, dass sie zu viel Fahrtwind abbekommen würde, wenn der Zug beschleunigte, aber sie unterdrückte eine Bemerkung, aus zwei Gründen: Susanna hatte nur noch ein Jahr bis zum Abitur am humanistischen Gymnasium, und dies war vielleicht die letzte Reise, die sie alle drei zusammen machen würden, und außerdem hatte ihr Mann oft gesagt, sie solle das Mädchen nicht gängeln, sie in Ruhe erwachsen werden lassen. Ihr Mann war Arzt, und wie alle Ärzte sorgte er sich nicht um die Gesundheit der Menschen, die er liebte. Vor allem aber sagte Federica nichts, weil dies ein Urlaub war, auch ihr Urlaub, ja, vor allem ihrer, denn nach der Rückkehr würde sie ihre Arbeit bei der Zeitung gleich wieder aufnehmen müssen. Und sie sagte sich, dass dieser Urlaub sofort beginnen müsse, indem sie sich an der Schulter ihres Mannes entspannte. Das Fahren konnte sie dem Zug überlassen. Sie hatte das ihre getan, der Zug bewegte sich von allein,

sie musste nichts mehr tun. Susanna, die abgelenkt, aber hier bei ihnen war, Giorgio, der seine endlos langen Beine so weit wie möglich im Abteil ausstreckte, eine Hand auf ihrem Oberschenkel, der Hügel von Poggioreale, der langsam in der Nacht verschwand, und alle Züge fahren in dieselbe Richtung ab, auch wenn sie entgegengesetzte Ziele haben ...

Sie wachte wieder auf, als der Zug vor Latina langsamer wurde. In der Ferne bildete der Golf von Formia einen Halbmond, der am Felsen, im Meer endete, dort, wo der Leuchtturm blinkte.

»Der Zugführer ist schon gekommen, um die Plätze in den Liegewagen zu verteilen.«

»Susanna?«

»Im Bordbistro.«

»Hat sie immer noch Hunger? Sie wird zunehmen.«

»Sie will Kaffee, hat beschlossen, nicht zu schlafen. Sie ist richtig romantisch drauf. Ist sie wieder verliebt?«

»Keine Ahnung«, sagte sie, denn schon seit vier Jahren vertraute sie ihrem Mann nicht mehr an, was sie von dem Mädchen erfuhr. Er machte sie nervös.

Er hörte ihr zu, wanderte dabei pausenlos in der Küche hin und her, und am Ende trug er ihr auf, was sie dem Mädchen sagen sollte. Etwas, worüber sie anders dachte, oder etwas, was sie ihrer Tochter niemals hätte mitteilen können. Er konnte Susanna diese Dinge nicht persönlich sagen, denn sie vertraute sich nur ihrer Mutter an. Trotzdem fing Giorgio immer irgendeinen Teil davon auf: nicht alles, nicht viel, aber eine Nuance doch, also sagte er:

»Hauptsache, sie bindet sich nicht, sie ist noch so jung und muss fürs Abitur lernen.«

Doch Federica war im Urlaub und erwiderte nichts. Sie lächelte.

Hinter Rom hielt der Zug nicht mehr bis Wien, der Zugführer hatte die Personalausweise schon eingesammelt, damit die Reisenden, sollte es Kontrollen beim Grenzübertritt geben, in Ruhe schlafen konnten.

Susanna wollte wirklich wach bleiben, sie hatte sich die Stöpsel ihres Kopfhörers in die Ohren gesteckt und sich auf einen Klappsitz draußen vor der Tür des Liegewagenabteils gesetzt. Giorgio hatte Federica eine Tavor mit einem Glas Wasser gegeben, dann hatte er selbst eine genommen. Das taten sie immer am Beginn einer Reise, aber nicht nur dann. Doch am Beginn einer Reise taten sie es gemeinsam, sie konnten es sich sagen, es hatte keine Bedeutung, bloß: *Wie soll man bei dem Geratter denn sonst ein paar Stunden schlafen? Oder zusammengepfercht in der Economyclass auf einem Interkontinentalflug? Oder im Schlafsack auf einem Schiffsdeck?* Auf Reisen machte die Unbequemlichkeit, die von außen kam, sie zu Komplizen.

Federica lehnte das Kissen an die Wand, den Rücken ans Kissen und klappte, leicht vorgebeugt und flink, wie jemand, der voller Vorfreude einen schönen Moment erwartet, ihren Laptop auf, und während sie hörte, wie Giorgios Atem schwer und rhythmisch wurde, stimmte die Tavor, die sich schon in ihren Adern ausbreitete und ihr Gehirn begrüßte, sie wohlwollend empfänglich für die Welt und für ihr eigenes Leben: Wie eine Belohnung konnte sie sich endlich das Foto des kleinen Simone im Arm seines Großvaters ansehen. Dreieinhalb Kilo hatte er bei der Geburt gewogen, dann war er direkt ins Zimmer zur Mutter gebracht worden, in den Krankenhäusern

war das jetzt so üblich, darum hatte der Großvater sie alle sofort umarmen können: den Sohn, die Schwiegertochter und seinen ersten Enkel, der den eigenen Namen trug. *Simone, Simone, Simone.*

»Herrlich, diese Persönlichkeitsspaltung, Liebling, welches vollkommenes Glück, welche perverse Vorstellung: über fünfzig Jahre nach meiner eigenen Geburt durch meinen Sohn wieder in mich selbst zurückzukehren«, das hatte er ihr geschrieben, als er ihr das Foto mit seiner Trophäe im Arm geschickt hatte.

Federica zoomte in das Bild hinein, bis es auf dem Ohr des Kindes körnig wurde, dann scrollte sie nach unten, zum Daumen des Großvaters, der den Kopf des Kindes hielt. Sie streichelte ihn lange. Großvater. Ein sehr attraktiver Großvater, so jung, ihr Geliebter, aber schon Großvater. Wie zärtlich stimmte sie diese vertraute Hand, die sie drückte, ihr den Slip herunterzog, sie anrief und jetzt, nach vielen Jahren, wieder den Kopf eines Neugeborenen hielt. Sie hatten immer gesagt, dass Federica zuerst Großmutter werden würde, weil sie eine Tochter hatte.

»Hör auf mit dem Blödsinn.«

»Du wirst eine supersexy Großmutter sein.«

»Die *Großmutter* kannst du dir sonst wohin stecken.«

Streiten war etwas, das sie besonders gut konnten. Sie stritten unweigerlich: Manchmal schafften sie es einen ganzen Monat lang nicht, sich zu sehen, als er noch die Mannschaft trainierte, was das oft vorgekommen. Und er kehrte womöglich genau dann ins Hotel zurück, wenn sie nicht mehr ans Telefon gehen konnte. Damals stritten sie wild, solange sie sich nicht sahen. Sie sagten einander schreckliche Dinge, kritisier-

ten den Lebensstil und die Feigheit des anderen, nichts an der Situation zu ändern.

Sodass das Lieben dann verzweifelt war. Er litt noch stärker, weil er eine andere Beziehung zu seinem Körper hatte – immer durchtrainiert, immer sonnengebräunt, mal steht er unter Spannung, mal nicht, je nachdem, was sein Wille befahl. Wenn er mit seiner Frau schlief, hatte er sich mehr als einmal gefragt, warum. Federica nicht, sie konnte es mit Giorgio tun und dabei Giorgio begehren, oder mit Giorgio und dabei Simone begehren. Mit Simone beehrte sie nichts, denn dann fielen Wünschen und Sein zusammen. Und wer einfach nur ist und mit sich im Reinen, denkt an gar nichts.

Kurz nachdem sie sich kennengelernt hatten, bei der Olympiade in Sydney, waren sie krank geworden. Denn das war es, eine leichte Krankheit der Seele, die ihre Körper mal sichtbar, mal im Verborgenen beherrschte. Sie hatten das oft besprochen und gehofft, daran zu sterben oder davon geheilt zu werden, und unterdessen litten sie.

Federica, die Sportreporterin war, hatte sich in Simone verguckt, als er noch nicht mal wusste, wie sie überhaupt aussah. Sie dagegen wusste über ihn genau Bescheid: Sie hatte sich in ihn verliebt, weil er Linkshänder war, überzeugt, dass Linkshänder einander sofort erkennen.

»Aber ich schreibe mit rechts.«

»Willst du dich so aus der Affäre ziehen?«

»Schön wär's. In der Vorschule hat uns die Lehrerin die Hand hinterm Rücken festgebunden.«

»Blödsinn, das klingt ja wie eine Geschichte aus dem 19. Jahrhundert. Wir sind gleich alt.«

»Doch, wirklich. Hand hinter dem Rücken. Ich schreibe

mit rechts. Außerdem sind wir nicht gleich alt, du bist ein junger Hüpfher.« Das hatte er gesagt, obwohl sie Altersgenossen waren. Aber es stimmte: Sofort hatte eine Schönheit sie umhüllt, die sie längst vergessen hatte.

Simone schrieb mit rechts, er zeigte es ihr, als er ihre Telefonnummer auf den Notizblock kritzelte. Wenn er aber mit dem Säbel focht, täuschte er alle, er zwang seine Gegner, ihre Stellung aufzugeben, und dann verloren sie das Gleichgewicht.

Mit dem linken Arm, stellte sie sich vor, hatte er sie nach dem Interview im Lift des Hotels an sich gedrückt. Mit demselben Arm tat er es an einem anderen Tag, auf einem anderen Kontinent, in einem anderen Hotel.

Auch Federica war Linkshänderin und spürte die gleiche Desorientierung, die gleiche leicht verzerrte Wirklichkeit, die still unter der Norm hindurchschlüpfte. Die Knopflöcher ihrer Blusen wussten es, die Löcher in ihrem Gürtel.

»Ich muss dich aufknöpfen und du mich, dann funktioniert es, wollen wir es ausprobieren?«

Federica hatte sich eingeredet, dass ihr Denken die Wirklichkeit beherrschte, dass Ersteres zu perfektionieren, Einfluss auf Letztere haben würde. Aber so war es nicht: Ihre Beziehung gestaltete sich mühsam, sie lebten in verschiedenen Städten, in verschiedenen Leben. Sie machten Liebe, und erst mit der Zeit bedeutete Liebe machen auch, sich zu lieben, so dass das Gefühl die Entfernung abmildern konnte, auch über die feste Gewohnheit verabredeter Zeiten hinaus.

In jenen ersten Jahren, als sie jeden Tag dachte, es würde keinen einzigen Tag länger dauern, schien ihr auch, als würden alle Ereignisse des Lebens sie und Simone betreffen. Der

kleinen Susanna, die heranwuchs (doch wann und wie war sie so groß geworden und so unabhängig?), las sie ein Märchen nach dem anderen vor. Und jedes handelte auf irgendeine Weise vom Weggehen oder Bleiben, davon, einer Versuchung nachzugeben oder ihr zu widerstehen. Sie las Susanna von der Ameise vor, die sich in das Eichhörnchen verliebt hatte, und das Mädchen schlief ein, während sie selbst danach keinen Schlaf mehr fand. Draußen ging die Welt weiter, ohne sich je um sie, um sie beide Gedanken zu machen. Doch drinnen gab es ein anderes Leben. Das dieser vierzehn Jahre, das sich immer gleich blieb, sich nicht veränderte, nicht wuchs. Nichts, es war einfach da. Wenn Federica in der Haut dieses Lebens steckte, hatte sie keine Schuldgefühle und schämte sich für nichts, alle Pflichten, die unerbittlich auf ihr lasteten, wurden zu Flügeln. Das war es, nichts anderes. Sie konnte Samstagnachmittag in einem Zimmer sitzen, während Giorgio Dienst im Krankenhaus hatte, und Simone rief unerwartet an. Dann verbrachten sie eine halbe Stunde am Telefon, das Mädchen sah im Nebenzimmer fern, sie redete von Sex, dann von Büchern, er redete von Sex, dann vom Training. Und es war wie eine Vorahnung, wenn er dann sagte »Du fehlst mir«, und sie begriff, dass das Telefonat zu Ende ging.

Hinterher gab es eine Energiereserve, die sich langsam aufbrauchte. Die ersten Stunden wurden von der Freude über das Telefonat erleuchtet. Dann öffnete ebendieses Telefonat einen neuen Spalt: die Möglichkeit, das Leben doch noch auszukosten. Wenn es dann Abend wurde, wenn sie den Tisch deckte, das Kind ins Bett brachte, den Fernseher oder die Nachttischlampe anschaltete, entpuppte sich diese Möglichkeit als unrealisierbar und sinnlos. Dann wurde das Leben ein wenig

trauriger. Nicht dramatisch, nicht tragisch. Nur ein wenig trauriger. Sie hatten tragische Momente erlebt, aber jeder für sich. Eines Tages rief er sie unter Tränen aus dem piemontesischen Dorf an, aus dem er sich damals mühsam befreit hatte, die einsilbige Mitteilung, dass seine Mutter gestorben war. Federica erfand einen Vorwand, der nach Vorwand roch, nahm ein Flugzeug und einen Mietwagen und kam in der Dorfkirche an, als die Trauerfeier gerade zu Ende ging. Er stand im Mittelschiff, neben ihm die Geschwister und seine Frau, zwischen ihnen der Sarg, und als er sich umdrehte, sah er sie und lächelte ihr zu, ging sie begrüßen, wie jeden beliebigen anderen, umarmte sie, sie sagte »Mein Beileid«, dann hob er mit seinen Brüdern den Sarg hoch und ging los. Federica fühlte, dass sie dabei sein musste, tatsächlich war sie dabei gewesen, und sie fühlte auch, dass ihr Mann es ahnte, wenn nicht gar wusste und ihr niemals vergeben würde. Vielleicht hatte sie auch Simone in Gefahr gebracht, denn sie war in diesem Dorf um diese Zeit die einzige Frau aus der Stadt. Und während sie in das Nachbardorf fuhr, wo es laut Reiseführer die einzige Pension der Gegend gab, wusste sie auch, dass sie Simones Mutter besser kannte als ihn selbst. Denn seine Mutter hatte in den Bildern gelebt, die der Sohn Federica geschenkt hatte. Aus diesem Stoff hatte sie sich ihre Erinnerungen basteln können. Simone dagegen kannte sie als den Mann am Pistenrand, im Sportanzug beim Trainieren der Mannschaft, bei der Pressekonferenz, mit dem Zutrittsausweis, der ihm um den Hals baumelte. Und dann im Bett, beim Abendessen, beim gemeinsamen Erwachen. Doch die Wirklichkeit war eine andere, er war ein anderer: Er war ein grauer Mann, vor ein paar Stunden Waise geworden, er war ein Ehemann, ein Bruder, der Bewoh-

ner eines abgelegenen Dorfes, wo alle sich nach der Frau umdrehten, die aus der Stadt gekommen war. Trotzdem musste sie dabei sein, und sie war dabei gewesen, und so waren sich wegen ihrer Dreistigkeit zwei Welten begegnet, die geschaffen worden waren, einander nie zu begegnen.

Vielleicht war es nicht Liebe. Das musste man sich eingestehen. Dass es Sex war, denn sie hatten beide einen neuen Körper gebraucht, dem man außerdem vertrauen konnte. Also hatten sie diesen Sex mit aller Romantik gewürzt, zu der sie fähig waren. Nein, es war keine Liebe, denn diese Beziehung war nicht bereit, das Geringste auf ihrem Altar zu opfern, nur dazu, eine Leere zu füllen. Doch die Liebe öffnet Räume, sie füllt keine. Der Kreis würde sich niemals schließen, das war unmöglich, weil diese Beziehung nicht vertieft wurde und nichts vertiefte: Sie ging von allein weiter, setzte sich von selbst fort. Er sagte: »An uns geht der beste Teil«, sie sagte: »Uns entgeht der beste Teil.«

»Klingt zumindest ähnlich.«

Es brauchte Jahre, bis sie begriffen, dass es weitergehen würde, ohne dass den Familien irgendetwas weggenommen wurde. Im Gegenteil: mit einem neuen Gefühl der Abrundung, einer Vollständigkeit des Lebens, das von nun an um keinen Millimeter mehr verändert werden durfte. Nur neue Rekorde durften hinzukommen, wie diese kleine Trophäe mit ihren dreieinhalb Kilo, dieser Enkel im Arm seines Großvaters, den Federica als zu ihr gehörig empfinden konnte, als gehörte er ihr. Und für Simone war es genauso. Ganz auf sein Gefühl konzentriert, war er zur ersten Begegnung mit seinem Enkel gegangen, Hand in Hand mit seiner Frau und die Glückwünsche derjenigen beantwortend, die es schon erfahren hat-

ten. Doch hatte sich darin, mitten unter die rückhaltlose Freude, dass sein Sohn einen Sohn gezeugt hatte, dieser so natürliche Gedanke, der nur die ganz einfachen Dinge klar begleitet, wie das sich erneuernde Leben selbst – hatte sich unter diese reine Freude nicht auch der Gedanke an Federica gemischt? War nicht sie diejenige, mit der er im Stillen seine Freude teilte, während er im Krankenhaus die Treppe hinaufging? Immer fester drückte Simone die Hand seiner Frau, aber wem die Hand gehörte, die er drückte, und zu welchem Herzen sie führte, zu welchem Lächeln, hätte er nicht sagen können.

»Mach noch ein Foto mit meinem Handy«, hatte er seinen Sohn gebeten, und die Umarmung, die Freude waren offenkundig, während sich hinter der Bitte um dieses Foto, wie hinter einem Vorhang, der vor einen sonnenhellen Nachmittag gezogen wurde, der unbändige Wunsch verbarg, das Foto sofort verschicken zu können, an sie, an sie. An Federica. Wie bei der Freude war es auch beim Schmerz: Als er beim Rasieren auf der linken Halsseite ein Kügelchen spürte und sein mit Lymphknoten erfahrener, an Massagen und Entzündungen gewöhnter Tastsinn fühlte, dass das etwas war, was beobachtet werden musste, dachte er nicht an sich, auch nicht an seinen Sohn, er dachte an Federica, dachte, dass er nicht krank werden wollte, um nicht sterben zu müssen und sie nicht mehr lieben zu können, um nicht gegen die Krankheit kämpfen und sich von diesem großen Glück ablenken lassen zu müssen. Oder besser gesagt, er dachte an sich, indem er sich selbst zusammen mit Federica dachte, denn inzwischen war das sein eigentlicher Blick auf das Leben. Doch dann war das eine dumme Idee, die sofort wieder verflog. Allein Federica blieb, wurde immer wirklicher.

Und Giorgio, der sich Wachs in die Ohren stopfte, dort unten auf seiner Liege? Hatte Giorgio andere Frauen? Hatte er welche gehabt? Er war ihr Mann, und seit Federica auch Simone liebte, erschien ihr dieser Zustand erträglich. In Wirklichkeit hatte Giorgio andere Frauen gehabt, aber sie waren nutzlos gewesen. Weder hatte er sich je wieder in eine Frau verliebt, noch konnten ihn die empfangenen Freundlichkeiten für das Abdriften seiner Frau entschädigen, denn seine Frau behandelte ihn sogar freundlich, sie konnte alles zusammenhalten und alles im Gleichgewicht und alles im geordneten Gang. Er nicht; es ermüdete ihn, sodass er, immer wenn eine neue Kollegin ihm etwas zu verstehen geben wollte, sehr schnell das Weite suchte. Oder so lange nachgab, wie es schmeichelhaft war. Gelegentlich ließ er sich mitreißen, doch sogar Federica, stets auf das Vorzeichen eines neuen Namens gefasst, der zunehmend häufiger und mit immer mehr Details ausgeschmückt bei ihnen zu Hause auftauchte – sogar Federica wusste, dass dieser Name, so wie er gekommen war, auch wieder verschwinden würde. Giorgio verliebte sich in sich selbst, wenn er sich von intelligenten Frauen beachtet fühlte, die meistens den gleichen Beruf hatten wie er. Das war alles. Doch dann ermüdete es ihn. Nach dem Operationssaal fühlte er sich schon müde genug. Und er fühlte sich auch schon schuldig genug, wenn er die Erwartungen der anderen nicht erfüllen konnte.

Stumm, bestürzt, harrten sie stundenlang vor den Türen des Operationssaals aus, die wartenden Verwandten. Und wenn er herauskam, war er kein Mann, dessen Arbeitstag endete, sondern ein Messias, der vor den Toren Jerichos erwartet wurde. Er aber war nur erschöpft und wusste keine Antwort.

Wollte nur nach Hause zurück und duschen und fühlen, was er seit zwanzig Jahren fühlte: dass es keinen besseren Platz auf der Welt gab als zu Hause. Einer der schönsten Orte dazu: Die Zimmer hatten *seine* Form, die Form des Lebens, das sie beide darin geführt hatten, alle Dinge am rechten Platz, wenn sie gebraucht wurden, und kein Zweifel, niemals auch nur der geringste Zweifel.

Für das Quantum Ungewissheit, das die Medizin ihm hinterließ, entschädigte seine Familie ihn zu Hause lächelnd wieder. So auch jetzt: Susanna, die vor dem Abteil saß, Federica, die sich dort oben entspannte, und er berührte mit den Fußsohlen die Wand des Abteils.

Sie hatten etwa drei Stunden geschlafen, zwischen Udine und Baden, als auch das Mädchen hereingekommen war und sich noch komplett angezogen neben der Mutter ausgestreckt hatte. Gegen Ende der Reise, als der Zug in der Gegend um Achau langsamer wurde, träumte Federica, sie würde rauchen. Sie träumte, dass sie Simones Zigarette nahm, die er sich zwischen die Lippen gesteckt hatte, um seine Schnürsenkel zu binden, und den Rauch tief inhalierte. Dann betrat seine Frau den Traum, und Federica wachte auf.

Von Simones Frau erfuhr man wenig, nur das, was er erzählen wollte, und ein paar Fotos von öffentlichen Auftritten, auf denen man sie eher suchen musste, mit ihrem Ausweis um den Hals, in unmöglichen Pelzmänteln. Sie hatte früh gelernt, ihren Mann mit vielen Sportlerinnen und der einen oder anderen Journalistin zu teilen. Ihn nachts in Hotels, in der Kabinenluft von Interkontinentalflügen zu verlieren. Ihn öfter zu erwähnen als zu sehen, vor den Verwandten mit ihm anzugeben, denn er ermöglichte ihr ein schönes Leben, und am

Klangteppich unter jedem seiner Anrufe zu erraten, ob er allein oder in Gesellschaft, im Freien oder in einem Zimmer war. Mehr gab es nicht. Sie war eine schöne Frau gewesen, die sich mit dem Dorf abgefunden hatte. Denn das Dorf an sich ist die Gestalt gewordene Idee, dass es keine Konkurrenz gibt, mit der man vernünftigerweise mithalten muss. Und sie war die dem Wettkampf abgeneigte Frau eines Mannes, der Wettkämpfe zu seinem Leben gemacht hatte. Als der erste Obmann »En garde!« gesagt hatte, war sie stehen geblieben, und als er dann »Allez!« schrie und das Gefecht freigab, hatte sie sich einen Platz hoch oben in den Rängen ausgesucht, von wo aus sie applaudieren konnte. Sie war nie wirklich heruntergestiegen, um zu sehen, woraus ein Podest bestand.

Das einzig wirklich sperrige Gepäckstück im Café des Wiener Südbahnhofs war Susannas Koffer. Giorgio und Federica hatten jeder einen Rucksack, in den sie alles hineingestopft hatten, Federica, indem sie ihre Strumpfhosen in das Paar Schuhe zum Wechseln steckte, Blusen zusammenrollte wie auf Schiffsreisen, dazu eine große Tüte mit Medikamenten. Er einige Reiseführer und eine Spiegelreflexkamera mit dem kompletten Satz Objektive. Susanna aber hatte einen riesigen Hartschalenrollkoffer, den ihr Vater alle Treppen hinauf- und hinunterschleppen und dann darauf aufpassen musste, während sie einen Bummel zu den Kiosken und Schaufenstern machte.

»So will sie Revolution machen? Mit einem Rollkoffer?«, fragte Giorgio, als Susanna ein paar Meter weiter weg war und sich eine Waffel aussuchte.

»Sie will bestimmt keine Revolution machen.«

»Ist das womöglich das Problem?«

»Wieso, hast du denn Revolution gemacht?«

»Was glaubst du wohl, warum ich nichts als Probleme habe.«

Federica lachte und ging zur Theke, um ihrer Tochter beim Deutschsprechen zu helfen.

So konnte sie nicht sehen, dass Giorgio rot wurde und sich schwer in die Lehne des Stühlchens fallen ließ. Schließlich gewann er seine Fassung wieder, faltete die Zeitung auf seinem Schoß zusammen.

»Willst du nichts?«

»Nein.«

»Was hast du?«

»Ich bin müde. Möchtest du einen Blick in die Zeitung werfen?« Er erbot sich, mit dem Stuhl neben seine Frau zu rücken.

»Auf keinen Fall, ich bin im Urlaub. Heute Nacht habe ich den Laptop zugeklappt und mache ihn erst bei der Rückkehr wieder an.«

»Warum hast du ihn dann mitgenommen?«

»Reine Gewohnheit. Aber es reicht, Feierabend.«

Giorgio diskutierte noch am Stand der Mietwagenfirma, als auf dem Bürgersteig vier junge Leute Arm in Arm an ihnen vorübergingen. Sie waren um die zwanzig, drei Mädchen und ein Junge, und gingen lächelnd, mit schnellen Schritten, fast hüpfend, dazu sangen sie ein Lied, das Susanna und Federica nicht erkannten. Die Mädchen hatten lange Haare, trugen Jeans und flache, bequeme Schuhe, und der Junge war ein bildhübscher junger Mann mit blauen Augen und einem leichten Bartansatz. Vor allem aber strahlten sie alle vier.

Endlich kam Giorgio mit dem Auto, parkte neben ihnen am Straßenrand und fragte, während Federica die Gepäckstücke verstaute:

»Hast du alles kontrolliert? Fehlt auch nichts?«

Susanna blickte den vieren hinterher.

»Fahren wir jetzt, Papachen? Wie der angezogen war. Warte erst, bist du die Freeclimber siehst ...«

Unter den Bogengängen der Altstadt wühlten Mutter und Tochter sich durch sämtliche Stände, an denen lokales Kunsthandwerk verkauft wurde. Es gab wunderschöne Holzhäuser von der Größe einer Schuhschachtel mit mehreren Stockwerken und möbliert mit winzigen Betten, deren karierte Federdecken sicher auch für die kleinen Zinnpuppen in dem Häuschen zu warm waren. Diese Puppen mit Locken aus fuchsroter Wolle saßen auf winzigen Puffs und betrachteten sich im Spiegel.

Susanna ließ sich ein zwölfteiliges Essgeschirr kaufen, jeder Teller so groß wie ein Fingernagel. Giorgio wartete im Café auf die beiden, vor sich ein Forst, er las die Nachrichten. Als das Mädchen zum Vater zurückging, konnte Federica sich nicht von einem hellblauen Strampelanzug mit einem handgestickten S lösen. Das S von Superman, Größe 0–3 Monate, so fein, dass er sich im Nu zusammenrollen und in der Innentasche der Handtasche verstauen ließ.

»Ich will auch ein Bier.«

»Morgen kaufen wir uns Dosen, und wenn wir müde sind, stellen wir sie zwischen die Steine in einem Fluss.«

»Zwischen die Steine?«

»Ja, so haben wir das immer gemacht, als du noch klein

warst, das Wasser kühlt sie sofort, es gibt sogar Tümpel, wie eigens von der Natur dafür erdacht, um Bier zu kühlen.«

»Willst du einen Blick auf die Nachrichten werfen?«

»Giorgio, wir sind erst gestern angekommen, ich fange gerade an, mich zu erholen, und da soll ich die Nachrichten lesen? Vielleicht rufe ich später mal in der Redaktion an, bloß so, um von mir hören zu lassen.«

»Du versäumst nichts.«

Allerdings rief Federica, während sie betont lässig über den Rasen vor dem Hotel spazierte, nicht in der Redaktion, sondern Simone an. Und sein Telefon war abgestellt.

Und so fand sie erst am Fuß des Schneebergs auf einer Alm eine mehrere Tage alte italienische Zeitung und blätterte sie durch, während Giorgio ihr das Schwarzbrot mit Käse bestrich.

Sie las, dass Simone an einem Herzinfarkt gestorben war, sie las es auf einer Seite mit Kommentaren, es war bereits ein Nachruf, gezeichnet von einem alten Journalisten aus ihrer Abteilung. Sie suchte auf den vorhergehenden Seiten. Von der ersten bis zur letzten, dann wieder von vorn, doch die Zeitung hob sich im Wind, und die Worte auf den Seiten gerieten durcheinander. Bei den Todesanzeigen fand sie seinen Namen noch einmal. Groß, in der Mitte eines Rechtecks mit Trauer-*rand. Simone.* Es war die Anzeige eines Sportverbands. Danach die anderen, alle schwarz auf weißem Grund.

Giorgio beobachtete sie, er wusste Bescheid und hatte nur einen Impuls: seine Tochter zu schützen. Also fasste er Federica von hinten um die Schultern und zeigte ihr mit einer einzigen Geste, dass er es immer gewusst hatte. Flüsterte, als wäre

seine Frau eine Fremde, der er Trost spenden musste: »Nimm dich zusammen. Für Susanna.«

»Komm, wir gehen wieder hinunter, Mädels«, sagte er. »Heute nehmen wir uns das Schwimmbad vor, nicht den Berg, Mama ist schwindelig, da klettert man besser nicht in die Höhe.«

Ein wenig zitternd, doch entschlossen auf seine Aufgabe konzentriert, wie der Hirtenhund, dem sie auf dem Pfad nach oben begegnet waren, beschrieb er dann mit Worten und Umarmungen lange, unaufhörliche Kreise um seine Familie, bis sie alle wieder auf ihren Zimmern waren.

»Willst du zurück nach Italien?«, fragte er, als er Federica die Tropfen ans Bett brachte.

»Und du?«

»Ich verbringe hier in aller Ruhe meine Ferien und rede ein bisschen mit Susanna, wir reden ja sonst nie.«

»Hast du es ihr gesagt?«

»Bist du verrückt? Ich habe es ihr nicht gesagt, als er noch lebte, soll ich es ihr jetzt sagen, wo er tot ist?«

Federica begann wieder zu weinen.

»Beruhige dich, nimm die Tropfen und ruh dich ein bisschen aus.«

Sie hörte auf ihren Mann, schluckte, dann fixierte sie, auf der Seite liegend, die Geranien vor dem Fenster. Sie schlief ein.

Beim Abendessen bedienten sie sich alle drei aus einer großen Suppenterrine auf dem Tisch, die mit Knödeln in Brühe gefüllt war. Sie servierten einander schweigend, Giorgio tat Federica auf und sie Susanna. Das Tischtuch war rot, der Saum mit kleinen Tiroler Motiven bestickt: ein Hirsch, Alpenveil-

chen, ein Paar Holzschuhe, ein Schlitten. Das warme Licht und die Gipfel der Alpen draußen warfen rosige Reflexe, die jeder von ihnen durch ein anderes Fenster in der großen Fensterfront des Restaurants beobachten konnte. Sie schwiegen, und Federica war so niedergeschmettert, dass sie nicht einmal vom Wein probieren konnte. Das Hotel war ein weißer Bau mit Schieferdächern und sehr hohen Schornsteinen aus Ziegelstein, die winters wie sommers Rauch in den Himmel ausstießen, denn sie heizten die Badezimmer, die Küche und die Waschräume. Und die Thermen im Hotel. Darum schwebte das Hotel, das inmitten von Apfelgärten auf tausend Metern Höhe in der Wachau lag, auch Ende Juli in einer feinen Dunstwolke. In der Stille des Speisesaals hörte man nur leises Gläserklingen und die gedämpfte Unterhaltung eines sehr alten Ehepaars drei Tische weiter. Plötzlich schlürfte Susanna vernehmlich die Brühe vom Löffel. Aus Versehen. Es war ein Versehen, eine falsch berechnete Bewegung der Muskeln bei einer eingeübten, kontrollierten Handlung. Und auch der vorwurfsvolle Blick, den Federica ihr zuwarf, war eingeübt und kontrolliert – seit siebzehn Jahren beschäftigte sie sich damit.

Da legte Susanna den Löffel auf ihren Teller und antwortete auf den reflexhaften, vorhersehbaren Vorwurf ihrer Mutter. Sie blickte ihr starr in die Augen.

»Ihr solltet euch mal sehen, wie runtergekommen ihr seid«, sagte sie. »Das ist euer einziger Urlaub im ganzen Jahr, und guckt euch bloß mal an. Die da mit den Augenringen kippt ja gleich um. Völlig zgedröhnt. *Sie* ist zgedröhnt, nicht die Leute, mit denen ich weggehe. *Sie*. Und den Stoff kriegt sie von dir. Und er hier sorgt sich, seit ich aufs Gymnasium gehe, einzig und allein darum, ob ich einen Freund habe oder nicht,

ob ich vögele oder nicht, ob ich ein Kondom benutze oder nicht. Und das alles immer heimlich, immer versteckt, alles immer ein einziges *Ich sage es und sage es nicht*. Jeder immer mit irgendjemandem im Bunde. Du, damit ich nicht erfahre, dass Mama mit diesem Typen zusammen ist, und du, Mama, damit keiner erfährt, dass du mit ihm zusammen bist, und wenn ich dir einen halben Satz über einen Freund sage, wird sofort ein Geheimnis daraus. Und wofür diese ganze Geheimniskrämerei? Garantiert nicht für irgendwelche heldenhaften Ziele. Keiner von euch war Mata Hari, keiner hatte die Akten vom Eichmann-Prozess auf dem Nachttisch, oder? Ja, ja, mach ruhig dieses Gesicht. Es ist zwecklos, völlig zwecklos, dass du versuchst, es zu verharmlosen. Immer verharmlost du alles. Du kannst so oberflächlich sein, dass man deine Frau vögelt, und du verharmlost immer nur. Die Hörner, die sie dir aufgesetzt hat, sind fast vollständig geschrumpft, aber bestimmt nicht, weil du diesem Typen eine reingehauen oder Mama aus dem Haus geworfen hast. Aha, wo ist denn jetzt dieser Ausdruck ›Eichmann-Prozess‹ geblieben? Interessiert es dich nicht mehr, ob ich die richtigen Beispiele zitieren kann? Weißt du, Papa, die Sache ist die, dass ich den Dingen eine andere Bedeutung beimesse. Ihr habt's geschafft, eure Gespenster bis hierher mitzunehmen. Und dieser Typ ist inzwischen wirklich ein Gespenst geworden. Wie eklig, Mama, igitt, jetzt begraben sie ihn, kapiert du? Sie werfen Erde auf ihn, inzwischen stinkt er schon, pfui, wie Großvater, ganz grün ist er jetzt. Sie heult, guckt sie euch an. Fast in den Wechseljahren und heult.

Guckt sie euch an. Das ist die Frau, der es unangenehm ist, wenn ich die Brühe vom Löffel schlürfe und Geräusche mache.

Sie weint um einen Mann, dem sie jeden Abend heimlich per SMS Gute Nacht gewünscht hat. »Andauernd hast du dieses Handy in der Hand!« *Ich?* Ich höre Musik mit meinem Handy, auf unserer Hinfahrt habe ich mir Keith Jarretts *Vienna Concert* angehört, wenn ihr's wissen wollt. Nein, versuch das nicht mal, ich habe dein Handy nie angerührt. Nicht wie du und Papa, so wie ihr mein Handy kontrolliert. Aber man braucht ja sowieso nicht nachzusehen, mit wem telefoniert wurde. Da reichen die Spuren völlig aus, die ihr in der Luft hinterlasst. Denn ihr wollt welche hinterlassen, nur so fühlt ihr euch lebendig. Das bringt ihr nicht, mit jemandem zu vögeln und keine Spur zu hinterlassen. Papa konnte nicht darauf verzichten, sich andauernd darüber auszulassen, wie tüchtig die Anästhesistin war, und ohne dass jemand irgendwas gesagt hätte, musste er noch hinzufügen: »Eine anständige Person«. *Eine anständige Person* ist das Signal für jeden eurer Ficks geworden.

Wer verbietet es euch denn? Man ist doch nicht *anständig* oder *unanständig*, wenn man Ehebruch begeht? Wenn man sich für andere interessiert?

Man ist wie sehr viele andere Menschen, die die Liebe zu wichtig nehmen.

Ihr seid vor allem Menschen, die einem nichts als bloß das beibringen können. Wie, als wir in Peking waren und Mama zu mir sagte: »Nun geh schon, geh die Delegation begrüßen«. Wollte sie mir Benehmen beibringen? Oder wollte sie den Mann, den sie liebte, noch ein paar Minuten in der Luft festhalten? Mich als ihr Alter Ego, als Teil von sich hinschicken, um ihm, dem Trainer, noch einen Kuss zu geben? Wer weiß, wie oft er ihr gesagt hat, dass ich reizend bin, dass ich ihr ähnlich sehe. Ruhe er in Frieden.

Ihr habt die Luft mit Zeichen verstopft. Ihr seid wie dieser Barbier von König Midas in den Metamorphosen von Ovid, der einfach nicht für sich behalten kann, dass Midas Esels-ohren hat, also gräbt er ein Loch in die Erde und schreit es hinein.

Ich bin anders. Als ich im Zug aus dem Fenster geschaut habe, habe ich nur an das gedacht, was ich sah. Ich habe die Städte gesehen, dann nichts mehr. Über lange Strecken nur die Nacht, dann wieder einen hellen Schein über den Feldern, der näher kam, und ich wusste, dass dort hinten wieder eine Stadt liegt, mit Männern und Frauen wie ihr, die sich im Schlaf an der Hand halten und dabei an jemand anderes denken. Doch dann fuhren wir wieder zwischen Feldwegen und Bäumen, und einen Moment lang haben mir die Augen eines Fuchses einen Lichtblitz zugeworfen. Und die Welt, die ich gesehen habe, wird meine sein.

Ich habe mir gesagt: Nächstes Jahr mache ich dieselbe Reise allein, und vielleicht komme ich dann nach Hause zurück, aber wer weiß, wann. *Jetzt halt nur noch ein bisschen durch, zehn Tage, und kümmere dich einfach um deine eigenen Angelegenheiten.* Ihr seid das Problem, nicht ich, wie ihr gerne glauben würdet. Das Problem bleibt bei euch. Denn ihr habt euch diese Suppe eingebrockt, und ihr werdet dafür bezahlen, unter dem Lächeln der Empfangsdame und mit einer hübschen Visitenkarte, an die Kreditkartenquittung geheftet, auf Wiedersehen, gerne wieder im nächsten Jahr! Im Unterschied zu euch bin ich frei.«

Mit diesen Worten stand sie auf und ging auf die Veranda hinaus.

Auf der weiten Hochebene trotteten die Pferde langsam

auf die Berge zu, als hätte die Abenddämmerung sie in Bewegung gesetzt. Susanna folgte ihnen eine Weile, bis man von den Fenstern des Hotels aus ihre Haare nicht mehr von den Mähnen der Pferde unterscheiden konnte.